

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

23) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuter

Zedernblätter fielen auf Cäcilie herab, einige blieben in ihren goldig schimmernden Haaren hängen, andere glitten rasch über die weiße Seidenschürze und häuften sich auf ihrem Schoße. Drüben im Kloster war das Gemurmel der Messe verhallt, aber der kleine Mönch starrte sie noch immer mit liebegierigen Augen an.

Cäcilien's Schal und die Feder strömten einen harzigen Duft aus.

„Liebling, Geliebte!“

Und von ihren Lippen schlürfte er den ganzen Rausch des Libanon.

„Komm heim!“

Eng umschlungen stiegen sie den Hügel hinab. Auf der Davidsburg läuteten die türkischen Soldaten die Feierabendglocke.

Elias war nicht mehr traurig. Er hatte die Ausfägigen und alles irdische Elend vergessen; sogar an Astaroth und das Glück Moabs dachte er nicht mehr.

12.

Doch die Kosestündchen kehrten nicht wieder, oder vielmehr sie entschwandten sehr bald von neuem. Schon nach etwa vierzehn Tagen trat eine Entfremdung zwischen den Gatten ein, die nach jenem Aufleben alter Bärtlichkeit um so peinlicher wirkte. Sie sprachen nicht davon, aber jeder fühlte sie nahen. Das kam so leise, so ganz von selbst, ohne Anreiz und ohne Anstoß. Das glitt mit Cäcilien's Besuchern durch die niedrige Pforte herein, das rieselte von den jezt mit Wibelberjen geschmückten Wänden herab, das kroch mit den von der Grabeskirche aufsteigenden Weihrauchwolken empor.

Das kam, wie gesagt, ganz von selbst, aber es kam unabwehrbar, von der Kraft all dieser mythischen Dinge herbeigeführt und vom Geiste dieser toten Stadt getragen, zu dessen Bekämpfung ihre Liebe keine genügende Lebenskraft besaß.

Nach und nach stockten die Worte auf Elias' Lippen, die Liebeskosen erstarrten ihm schon in der Hand, die Arme sanken bereits vor der Umarmung wieder schlaff herab.

Uebrigens war auch Cäcilie wieder in eine neue Lebensphase eingetreten.

Sie wurde eine zu jeder Aufopferung bereite Mutter und eine alle Bürden auf sich nehmende Hausfrau.

Da Schwester Charlotte ihr den ganzen verderblichen Einfluß einer arabischen Amme auf ihr Kind auseinandergesetzt hatte, entschloß sie sich, es selbst zu nähren. Und als Frau Fischer ihr eines Tages, listig mit den weißen Wimpern blinzeln, anvertraute, das beste Mittel einen Mann zu fesseln sei, seinem Wagen zu schmeicheln, der Weg zum Herzen des Mannes gehe durch den Wagen, entließ sie die alte Armenierin, die für ein paar Pfaster monatlich die kräftigsten Mahlzeiten hergerichtet hatte.

Elias vermigte sehr die Pilafs, die farcierten Kürbisse, die gewürzten Eieräpfel und die ausgezeichneten Knafes; mehr aber bedauerte er noch, daß seine Frau sich jezt immer mit der Küchenschürze zu Tisch setzte und ihn mit ihren stehenden Redensarten: „Wie schmeckt Dir das?“ und „Das ist gesund und wird Dir sehr gut bekommen!“ keinen Augenblick in Ruhe ließ.

Sie führte ihn in die Geheimnisse der Melonenschalenkonfitüren — Frau Fischer's Erfindung — ein und klagte ihm, welche Mühe ihr die Zubereitung eines Gebäcks mit zerlassener Butter bereitet habe. Zwar habe die Goldmann ihr ein Rezept dazu gegeben, aber darauf würde sie sich nie verlassen. Das wäre überhaupt eine nette Hausfrau, welche die Sorge für die Wirtschaft ihren drei Dienstboten überließ und nur an ihre Toilette dachte. Erst letzten Sonntag hatte sie in der Kirche wieder eine neue Robe angehabt. Aber freilich, die hatte ja auch keine Pflichten als Familienmutter zu erfüllen; ihrer Verbindung fehle noch immer Gottes Segen!

Elias aber dachte:

„Trotz ihrer drei eingeborenen Dienstboten verbraucht Frau Goldmann weniger Geld, als meine Frau mit ihrer elsässischen Küche; und warum soll denn eine Frau, nachdem sie Mutter geworden ist, auf jede Eitelkeit verzichten und aufhören, ihrem Manne zu gefallen?“

Am Schluß der Mahlzeit schob Cäcilie ihren Stuhl zurück, knöpfte ihr Kleid auf, und Narda brachte die kleine Ziona herbei, die sich einen Augenblick an dem schlaffen, gelblichen Busen ihrer Mutter abmühte, dann aber ihre Armechen heftig nach der Bethlehemitin ausstreckte, deren Brüste strokten, als wollten sie den Stoff des Kleides sprengen, so daß man ihren eigenen kleinen Sohn hatte zurückholen müssen.

Da das Zimmer die ganze Nacht nach Milch und Wäsche roch, und Cäcilie hartnäckig alle zwei Stunden aufstand, ging Elias oft in sein Arbeitszimmer und streckte sich dort auf dem Divan aus oder schlummerte einfach auf einem auf der Terrasse ausgebreiteten Teppiche.

Dann ergriff ihn von neuem die Sehnsucht nach Arabien und seinem Wanderleben, nach dessen wildem, scharfem Duft, den es in der Sonnenglut aushaucht und der Liebe, die dort beim Mondenscheine erblüht.

„Moab! Moab! Du bist's, das ich erobern will; Du bist's, heidnisches Mädchen, das ich in meine Arme schließen möchte. Ich liebe dich, ich liebe dich! Ich liebe deine schwarzen Göttinnen und deine Grauen erregenden Altäre. Deine altertümlichen Schriften liebe ich und deinen tiefen Sinn. Ich liebe deine Lebensfreudigkeit und deine Sorglosigkeit vor dem Nichts. Ja, ich liebe dich, du sollst meine Trösterin sein! Du sollst für meine archäologischen Träume das Land der Verheißung, für meine in der Verbannung schmachtende Seele das Vaterland und der Zaubergarten für meine Phantasie sein! Von den Bäumen deiner Legenden will ich der Sage Goldfrüchte pflücken! Moab! Moab! Ich werde dein Märchenprinz sein und mein Kuß wird dich aus deinem langen Todeschlaf wiedererwecken. Deine Tempel werde ich wieder aufrichten und dir deine Götter zurückgeben; deinen blassen Lippen werde ich deine Geheimnisse entlocken.“

Aber er hatte die Rechnung ohne die Ränke und Langsamkeit der Orientalen gemacht.

Um weder die Aufmerksamkeit des allen Forschungen abgeneigten türkischen Gouvernements, noch den Argwohn der auf die Schätze ihres Bodens eifersüchtigen und für ihre Freiheit besorgten Beduinen zu erregen, hatte Elias Slamin als Händler verkleidet und mit einer Ladung von roten Schuhen, Damaszener Waffen, sowie einem ganzen Sortiment von seidnen Haiki und Rosenessenz ausgerüstet. Unter dem Vorwande, nach Mekka zu ziehen, sollte er in Moab Halt machen und dort, wenn auch nicht andere Bruchstücke des Idols, so doch wenigstens einen vollständigen Abdruck zu erlangen suchen, wie auch genaue Auskunft über den Standort der Statue und den Namen des Beduinenstammes, dem sie gehörte. Später würde er sie dann selbst holen.

Doch kaum war eine Woche seit der Abreise der Karawane verstrichen, als Assir eines Abends ganz bestürzt seinem Herrn meldete, unbekannte Bettler fragten nach ihm. Da sah er im Hofe eine Anzahl halbnackter Zammergestalten, in denen er nur mühsam seine eigenen Sendboten wiederzuerkennen vermochte.

Mit der Miene eines verlorenen Sohnes warf sich Slamin vor ihm nieder.

Noch ehe sie den Jordan überschritten hatten, war die Karawane überfallen und völlig ausgeplündert worden. Zwar widersprachen sich ihre Darstellungen oft; doch war ihr Schmerz anscheinend so aufrichtig, daß der Gelehrte ihn für echt hielt und sie von neuem ausstattete.

„Sidi, und diese Wunde hier, siehst Du sie nicht?“

Dabei deutete Slamin auf einen Dornenriß.

„Sidi, leg Deine Hand darauf mit einem Talari*) drin. Und Sidi, als „die, welche mein ist“**), mich in diesem Zustande ankommen sah, wäre sie beinahe vorzeitig entbunden worden, und ich konnte sie nur mit den Worten trösten: „Es ist mein Herr Jamain, für den ich mein Leben aufs Spiel

*) Maria-Theresientaler.

**) Umschreibung für: meine Frau.

setzte. Der wird Dich nicht vergeffen, sondern Dir ein seidenes Kleid für den ersten Kirchgang schenken und einen Dukaten als Halschmuck für Deinen Sohn . . .“

Vierzehn Tage später kehrte der Maler abermals zurück. Diesmal hatte man sie am jenseitigen Ufer des Roten Meeres überfallen. Zum Beweise der Wahrheit seines Berichtes brachte er, in einen Zipfel seines Hemdes eingeknotet, ein Klümpchen Erde von Moab mit.

Inzwischen hatte Elias jedoch seine bößlich unterlehrten Waren bei einer öffentlichen Versteigerung im Bazar entdeckt und drohte Slamin mit dem türkischen Pascha, wenn es ihm nochmals einfallen sollte, ausgeplündert heimzukehren. Trotzdem mußte er sich dazu verstehen, eine dritte Karawane auszurüsten, und nun zog Slamin wirklich los, nachdem er seinem Herrn noch anempfohlen hatte, doch auf seine „viel hübsche“ Frau acht zu geben.

Später meldete diesem eine halb griechisch, halb arabisch abgefaßte Botschaft, die ein Beduine in seinem Kopputz versteckt überbrachte, die Ankunft des Syhers bei dem Stamme, der das Idol besaß, gleichzeitig aber auch seine Gefangenhaltung als Geisfel. Zur Auslösung wären fünfhundert Talaris nötig.

Elias gab dem Boten zweihundert mit.

Und abermals verfloßen Monate ohne jede Nachricht. Er fing schon an, ernstlich um die Sicherheit der Karawane und den Erfolg ihrer Mission besorgt zu sein.

Um seine Ungeduld zu beschwichtigen, beschäftigte er sich mit semitischer Inschriftkunde, zog die Landkarten zu Rate und studierte die wenigen Bücher durch, die über Arabien, über dieses so große und stille, so unbekannte und spurenreiche Arabien, geschrieben sind.

Wie Aegypten, so hatte auch dieses Land zahlreiche Forscher angelockt; viele waren jedoch zurückgekehrt, ohne etwas gefunden zu haben; andere waren überhaupt nicht wiedergekommen, waren verschollen, man wußte nicht wo, nicht wie, von den Strapazen, von Sonne und Durst hingerafft oder von den Beduinen überfallen und ermordet.

„Und ich“ — so erzählte ihm eines Tages Bohemund bei einem gemeinsamen Ritt — „habe einen armen Teufel von Gelehrten gekannt, der Jahre hindurch bei den Beduinen lebte, sich bald als Arzt, bald als Fakir (Derwisch) ausgab und sogar glücklich bis Meffa vordrang. Er hatte, so behauptete er wenigstens, alle Inschriften Arabiens auf Papierstümpeln niedergeschrieben und diese in seine Kleider eingnäht. Er befand sich bereits auf der Rückreise hierher, als er auf dem jenseitigen Jordanaanfer überfallen und ausgeplündert wurde. Nicht einmal das Hemd, das gerade die Früchte seiner langen Forschungen barg, ließ man ihm. Darüber ist er verrückt geworden, verrückt vor Verzweiflung. Ich nahm ihn bei mir auf; nachher wollte er die Terrasse meiner Burg, von wo aus er Idumäa sehen konnte, nicht mehr verlassen. Eines Tages verließ er sie aber doch; allerdings nur, um sich in den Burggraben zu stürzen. Auf meinem Friedhof liegt er begraben, dort können Sie noch sein Grabmal sehen.“

„Hat er nie das Idol von Moab erwähnt?“

„Nein, niemals; er erinnerte sich an nichts mehr!“

„Und vielleicht war es gerade dieses, das ihn verrückt gemacht hat,“ sagte der Gelehrte seufzend.

Manchmal aber, wenn Elias über seinen Tisch gebeugt, in alten Schwarten herumblätterte, drang aus der Tiefe des Hauses ein Lachen, hell wie das Zwitschern eines Bögelschens, zu ihm empor.

Dann fiel ihm auf, daß Würmer an seinen Pergamenten nagten, daß sein Tisch mit Staub und Asche bedeckt war, daß sein Zimmer nach Tod und Salpeter roch. Dann stand er auf und beugte sich über die Brüstung der Terrasse, auf der Rosmarin und Minze sproßten. Dort unten sah die bethlehemitische Amme und sumnte ein altes fränkisches Lied, während sie eine an den Ästen des Granatbaumes befestigte Hängematte schaukelte. Und zwei winzige, nackte, rosigc Füßchen tauchten aus den grünen Blättern auf und verschwanden wieder, ein spielerisches Gändchen griff im Fluge nach der Nase der Amme und ein lustiges Stimmchen zwitscherte:

„Jamma! Jamma!“ (Amme.)

Sonnenlicht überrieselte die Treppen, Eidechsen verfolgten einander, blässhnell durch die Gitteröffnungen der Mouscharabis schlüpfend, und die gelblichen Blütensterne des Jasmin hauchten einen betäubenden Duft aus.

Da sagte er sich:

„Hier ist das wahre Leben, hier auf diesem Hofe, das Leben mit seinen Hoffnungen, seiner Poesie und seinen Ge-

heimnissen. Warum anderswo danach suchen? Ganz Arabien samt seinen Idolen könnte mich nicht mehr lehren!“

Und er stieg hinab, um seine Tochter im sarazenischen Hofe herumzutragen. Gellauf lachte sie, wenn Elias die Ringe der Spannketten gegen die Mauer warf, daß sie klirren. Auch machte es ihr vielen Spaß, in den dunklen Pferdestall zu blicken, und wenn der arabische Hengst schnaubend wieherle, versteckte sie ihr Köpfchen an Papas Schultern und trommelte mit den rosigen Haden ihrer nackten Füßchen vor Vergnügen auf seinem Leibe.

Dann sagte wohl die Bethlehemitin, die von hinten herangetreten war:

„Sidi, Du hast nichts verloren; das ist ein richtiger Junge! Bismillah!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blutzeugen der russischen Literatur.

„Der Dichtung Flamme“ ist allezeit ein Fluch“, hat einst Ferdinand Freiligrath gesungen. Kaum eine andere Sentenz wurde so vielfach mißverstanden, jedoch niemals sozial gedeutet, wie diese. Der sie prägte, ist nämlich in keiner Weise seiner Entwidlung so schwer vom „Weltschmerz“ — der philosophischen Modelkrankheit jener Tage! — befallen gewesen, daß er der irrigen Auffassung: als geistreiche die dichterische Begabung deren jeweiligem Träger schon an und für sich zum Unfegen, Raum geben möchte oder gegeben hätte. Sondern Freiligrath, dem ja bewußt war, daß jeder echte Poet auch „von selbst ein Mann des Fortschritts“ sei, erschien gerade der diesem angeborene freieitliche Wesenstrieb als Urquelle für alles irdische Dichterleid. Hieraus entspringen alle Konflikte und Kämpfe mit der menschlichen Gesellschaft wie mit der staatlichen „Ordnung“. Die Geschichte der deutschen Literatur stellt genug Beweise dafür; die des russischen Schrifttums aber noch weit mehr. Es existiert kein Staat, in welchem die Schriftsteller auch nur annähernd so grausam verfolgt wurden als im Zarenreiche. Um diese Verhäuung zu erfahren, wird es doch notwendig sein, auf das Zeitalter der Kaiserin Katharina II. zurückzugreifen.

Kraft ihres Einflusses begann damals eine neue Aera in der russischen Literatur. Im Schrifttum jener Tage begegnet man zum erstenmal verschiedenen Themen, die auf direkter Beobachtung des russischen Lebens beruhten. Und ebenso begegnet man in Derschawin und von Wizin zwei bedeutenden Dichtern, in Nowikoff dem ersten Philosophen und in Raditschew einem politischen Schriftsteller. Aber noch ein anderes weit wichtigeres Merkmal hat jene Epoche aufzuweisen: Die Freimaurerbewegung, die teils maurerisch, teils christlich-mystisch war. Beide Gesellschaften rekrutierten sich aus den besseren Geistern der Nation. Ihre Bestrebungen waren auf Verbreitung der Bildung unter den Massen gerichtet. In beiden hat man die erste Manifestation politischen Denkens zu erblicken. Die freimaurerische „Gesellschaft der Freunde“ fand in Nikolai Nowikoff, der nicht nur ein hochgebildeter Mann, sondern auch ein großer Organisator war, einen wahren Apostel. Nowikoff hatte keinen Gefallen an der oberflächlichen Satire, welche Katharina bedorzugte und sogar in mehreren Komödien persönlich festlegte. Er wollte bis zur Wurzel alles Uebels jener Zeit gehen, nämlich zur Leibeigenschaft im allgemeinen. Zunächst gründete er eine Zeitung, die aber bald von Katharina unterdrückt wurde. Dann eröffnete er in Moskau eine großartige Druckerei und Buchhandlung zum Zweck der Herstellung und Verbreitung von Büchern ethischen Charakters. Mit dieser Anstalt war ein Hospital für die Arbeiter verbunden sowie eine Apotheke, die allen Armen Moskaus die Medikamente kostenlos verabfolgte. 1787 organisierte Nowikoff während der Hungersnot Unterstüßungsstationen für die hungernde Landbevölkerung. Sein Einfluß wuchs gewaltig, was zur Folge hatte, daß Kirche wie Regierung seine Bestrebungen mit Argwohn verfolgten. Es dauerte denn auch nicht lange, da wurde Nowikoff der politischen Verschwörung beschuldigt und verhaftet. Katharina ließ ihn 1792 zum Tode verurteilen, „begnadigte“ ihn jedoch zu 15 Jahren Geheimgewalt auf der fürstlichen Festung Schlüsselburg. Paul I., Katharinas Nachfolger auf dem Throne, befreite ihn zwar im Jahre 1796; jedoch verließ Nowikoff das Gefängnis als ein an Leib und Seele gebrochener Mann. Wie die Freimaurer wurden auch die christlichen Mystiker drangalziert. Eines ihrer einflußreichsten Mitglieder, der Schriftsteller Labzin, endete 1825 sein Leben in der Verbannung. Den bereits genannten Raditschew traf ein noch traurigeres Geschick. Er hatte sich die Bekämpfung der Leibeigenschaft, die schlechte Organisation der Administration, die Käuflichkeit der Gerichte usw. zur Aufgabe gemacht. Seine durch Tatsachen belegten Anklagen faßte er in einem Buche: „Reise von St. Petersburg nach Moskau“ zusammen. Katharina besaß dessen sofortige Verschlagnahme und Vernichtung. Sie bezeichnete den Autor als einen Revolutionär: „schlimmer als Pugatschew“ — der ehemals kosakische Thronprätendent,

der 1775 hingerichtet worden war und dessen Schicksal Karl Gylou in einem Drama behandelt hat. Raditschew hatte das Verbrechen begangen, französischer Aufklärungsideen voll zu sein und „mit Anerkennung von Franklin zu sprechen“. Katharina verfaßte eigenhändig eine scharfe Kritik gegen das Buch — für dessen Anklage. Der Verfasser wurde gefangen gesetzt und später nach dem entlegenen Teile Sibiriens am Onel gebracht. Alexanders I. Thronbesteigung brachte ihm zwar die Freiheit, allein er verzweifelte doch an den trostlosen Zuständen und gab sich ein Jahr darauf (1802) den Tod. Das merkwürdigste bei alledem bleibt, daß Raditschews „Reise“ in Rußland noch bis auf den heutigen Tag verboten ist. Eine neue im Jahre 1872 besorgte Ausgabe wurde konfisziert und vernichtet und eine andere von 1898 durfte nur in 100 Exemplaren hergestellt werden, mit denen einige Gelehrte und gewisse hohe Beamte bedacht werden sollten. Ob es geschehen ist, weiß man nicht genau. Uebrigens existiert eine deutsche (Leipzig 1876) und eine englische (London 1858) Ausgabe; beide dürften aber kaum mehr zu haben sein.

Das ganze 19. Jahrhundert stellt eine fortlaufende Kette brutaler Anordnungen, Verfolgungen und Justifizierungen der edelsten russischen Schriftsteller dar. Nicht die grausamsten Strafen, mit denen allenfalls notorische Schwerverbrecher belegt wurden, sind jenen erspart geblieben. Wieviele, gebrochen an Geist und Körper, in der Blüte der Jugend starben, wieviel dichterische Großtaten erstickten oder unerfüllt bleiben mußten: das alles läßt sich kaum summarisch, bestenfalls nur an einzelnen Beispielen nachweisen. Zwar begann der Aufstakt des vorigen Säkulums im „liberalen“ Geiste. Alexander I. gleich seiner Großmutter Katharina: er verfeimte im Laufe seiner Regierung, was er in der Jugend protegiert hatte. Aus dem liberalen Regenten wurde ein despotischer Erzreaktionär. Ein Gegen Schlag mußte kommen. Und er kam, als der Zar 1815 mit Preußen und Oesterreich die „heilige“ Allianz zum Zwecke der Unterdrückung aller liberalen Tendenzen geschlossen hatte. Jahrsreiche Offiziere, die in den Kriegen gegen Napoleon I. bis nach Paris gekommen waren, hatten republikanische Ideen eingefogen. Wieder nach Rußland zurückgeführt, bildeten sie unter sich geheime Gesellschaften, welche den Zweck haben sollten, das absolutistische Regime und die Leibeigenschaft zu beseitigen. Fast zehn Jahre hindurch vermochten sich diese Geheimbünde der „Desabristen“ zu erhalten, ohne daß die Polizei von ihrer Existenz eine Ahnung hatte. Erst nachdem Alexander I. gestorben war und sein Bruder Konstantin zugunsten seines Bruders Nikolaus auf die Thronfolge verzichtet hatte, wurde das Geheimum verraten. Nunmehr blieben den Desabristen kein anderer Ausweg, als offen mit ihrem Programm hervorzutreten. Das geschah am 14. (26.) Dezember 1825 auf dem Senatsplatze von St. Petersburg. Einige hundert Mann aus verschiedenen Garderegimentern hatten sich ihnen angeschlossen. Die Desabristen nahmen ein Ende mit Schreien. Etwa hundert junge Leute, die die Blüte der russischen Intelligenz repräsentierten, wurden zur Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt, von wo sie erst 1856, ein Jahr nach dem Tode Nikolaus I., zurückkehrten. Fünf Mitglieder wurden gehängt. Einer von diesen war Kondratij Ryläjew, der in einzelnen seiner Balladen, welche die führenden Männer der russischen Geschichte verherrlichten, Freiheitsstimme gezeigt hatte. Zwar untersagte die Zensur den Druck dieser Dichtungen, aber sie verbreiteten sich abschriftlich über ganz Rußland. Alexander Puschkin, Rußlands größter Dichter, wurde schon im Alter von 20 Jahren wegen seiner „Ode an die Freiheit“ nach Kaschinetz verbannt. Wäre er am 14. Dezember 1825 nicht in Michailomskoje, sondern in Petersburg gewesen, so hätte ihn, der mit vielen Desabristen befreundet war, sicher das Los der Verschickung nach Sibirien getroffen. So aber gelang es ihm, alle Papiere zu verbrennen, bevor sie der Geheimpolizei in die Hände gerieten. Hier sei gleich daran erinnert, daß Michael Lermontoff, gleichfalls ein großer Dichter, sowie lebensgefährlicher Freund der Freiheit und Feind der Unterdrückung, für sein Gedicht auf Puschkins Tod (1837) zwar nicht nach Sibirien, aber von der Garde, der er als Offizier angehörte, in ein Linienregiment im Kaukasus verbannt wurde.

Unter jenen 84 Desabristen, die damals zu sibirischer Zwangsarbeit verurteilt worden waren, oder desabristische Freunde, sind noch einige zu nennen, an deren Namen sich der Ruhm des Dichters knüpft. Da ist zunächst Alexander Bestuschew, der unter dem Pseudonym Maximasy eine Anzahl sehr weit verbreiteter Novellen geschrieben hat. Er war Desabrist. Felwjenij Waratynski, Alexander Gribojedoff, der Fürst Alexander Odoewsky und Alexander Poleschajeff gehörten zum desabristischen Freundeskreise. Waratynski mußte zwangsweise mehrere Jahre in Sibirien verbringen. Gribojedoff, der nur ein einziges, aber geniales Drama, die außerordentlich kraftvolle satirische Komödie „Unglück aus Klugheit“ hinterlassen hat, wurde in Tiflis, wo er damals als Sekretär des Generalgouverneurs der Kaukasusprovinz beschäftigt war, wenige Tage nach dem 14. Dezember 1825 verhaftet und nach Petersburg transportiert, wo jene besten Freunde bereits gefangen saßen. In den Memoiren eines jener Desabristen wird erwähnt, daß selbst in dem düsteren Bereich der Festung Gribojedoff nicht seinen Humor verlor. Er pflegte den benachbarten Zellengenossen mittelst Klopfens an den Wänden so amüsante Geschichten zu erzählen, daß sie sich auf ihren Pritschen wälzten und wie Kinder lachten. Er wurde zwar schon nach einem halben Jahre freigelassen und nach Tiflis

zurückgeschickt; aber das fürchterliche Schicksal der Desabristen hatte für immer seine Milderkeit gebrochen. Gribojedoff wurde übrigens wenige Jahre danach in Deheran, wo er russischer Gesandter war, von einigen Persern ermordet. Wie die vorigen, starben auch Odoewsky und Poleschajeff infolge der durch politische Verfolgungen gänzlich gebrochenen Lebenskraft in jungen Jahren. Jener war nach dem Desabristenaufstand in der Peter Paulsfele interniert und dann nach Sibirien geschickt worden. Nach zwölfjähriger Zwangsarbeit „begrnadigt“, wurde er als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus geschickt, wo ihn im Alter von 38 Jahren der Tod wegnahm. Poleschajeffs Schicksal war noch tragischer. Als zwanzigjähriger Student hatte er ein autobiographisches Gedicht „Sascha“, voller Anspielungen auf die Mißstände der Autokratie und erfüllt von freihheitlichen Tendenzen, geschrieben, worfür ihn Nikolaus I. 1826 in ein Regiment sicken ließ. Am hieß es 25 Jahre Dienstzeit durchmachen; früher durfte Poleschajeff auf Befreiung nicht hoffen. Nach drei Jahren desertierte er, lediglich um dem Zaren in Moskau ein Gnadengesuch zu überreichen. Man verurteilte ihn zu tausend Stoßprügeln. Nur durch einen glücklichen Zufall entging er dieser fürchterlichen Strafe. Doch auch selbst dem soldatischen Zwangsdienst in den schrecklichen Kasernen jener Zeit unterlag Poleschajeff nicht. Ungebrochen protestierte er gegen die Tyrannei in Versen, die mit Blut und Tränen geschrieben waren. Schwindsucht kückte ihn hin. Währenddem er in einem Militärhospital schon mit dem Tode rang, wurde er begrnadigt; ja, der Zar beförderte ihn sogar zum Offizier — als er tot war. . . .

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

sk. Frühlingswasser. Im Rückzugsgesicht gegen den Frühling wirbelt der Winter ihm seine letzten Schneefahnen ins Gesicht. Die Sonne löst sie gar bald in graue Lachen auf, die immer größer werden, bis die Gräben überlaufen und die Wiesen sich in breite Wasserpiegel verwandeln. Gar reichlich sind die feuchten Gaben diesmal ausgefallen, und wer von Norden oder Westen her in diesen Tagen Berlin zum ersten Male erreicht, möchte glauben, sich einer Seestadt zu nähern und verzweifelt nach dem traditionellen Sande suchen, unter dem Berlin bis an den Hals begraben sein soll.

Das Wasser ist vielleicht nicht wärmer, vielleicht sogar kälter, als die September- und Novemberregen es brachten, die im Herbst die Erde frösteln ließen. Und doch lösen die Wasser diesmal eine ganz andere Wirkung aus. Wir sprechen nur von auslösen, denn den Frühling machen die Wasser nicht, der kommt auch ohnebies. Auch wenn der Winter einmal ganz ausbliebe, würde die Pflanzenwelt im Herbst schlafen gehen und der Hamster nicht minder, um im Frühling wieder zu erwachen. Einmal durch unerwartete Zeiträume hindurch auf den Wechsel der Jahreszeiten eingestellt und angepaßt, läuft das Uhrwerk des Lebens fast automatisch weiter. In erster Linie ist die Anpassung an die große winterliche Ruhepause nicht mehr zu durchbrechen, so wenig wie die folgende Auferstehung. Sie würde kommen, auch wenn der Winter einmal bis in den Sommer hinein dauern wollte, freilich nur mit großem Schaden für die erwachenden Gewächse. Bei normalem Verlauf ebnen die Frühlingsregen und ihre Ansammlungen dem neuen Leben die Bahn. Was das starre Eis verdorben hat, das machen sie wieder gut. Das Erdreich wird gründlich getränkt, die Verilhrung zwischen ihm und dem Wurzelwerk hergestellt und repariert, abgestorbene organische Reste, die abgefallenen Blätter und vertrockneten Kräuter nicht zum wenigsten, werden in das Erdreich hineinverarbeitet, kurz, eine allgemeine Dämpfung und Auffrischung größten Maßstabes, nur ohne alle die Apparate, wie sie die Landwirtschaft nicht entbehren kann.

Das Wasser ist auch in die Schlafmütcher gedrungen und hat längst die Frösche aus dem Winterschlaf geweckt. Aus Mäusen und Marder kriechen zierliche Wolke zum Wasser hin, dem sie sonst nur im unentwidelsten Zustande angehören, legen bunte Hochzeitstracht an und tun, was zur Erhaltung ihrer Gattung ihres Amtes ist, wenn sie nicht vorher der wihbegierigen Jugend erliegen, die mit Reiz und Wassergefäß ihnen überall an den Gräben aufkaut. Die Mäusen, die in Ställen, Kellern und anderen dunklen, aber vor Kälte geschützten Orten überwintert haben, Schwirren bei den Wasserlachen herum, um ihre Eier kunstvoll auf der Oberfläche abzulegen. Längst ist ein großer Teil davon ausgekrochen, sodas manche Gräben schwärzlich von den Larven aussehen, die mit dem Atemröhrchen am Hinterende des Leibes an der Wasseroberfläche hängen, um beim Herannahen oder bei der geringsten Störung des Wasserspiegels mit raschen Schwimmschwüngen scharenweise nach unten zu entfliehen.

Aus den Wäldchen blicken dicke Weidenlängcher auf die melancholischen Gewässer des Frühlings herab. Mantwurfshügel, Grenzsteine und hier und da eine Schilf- oder Puschpartie schauen aus dem Einerlei heraus. All das hebt die Monotonie des Ganzen nur um so mehr unter dem Volkenfleier. Nur wenn er reißt, zeigt der Sonnenglanz, wie die Beleuchtung es ist, die oft ganz allein das Bild macht. Dann sieht das Auge auch mit einem Male, wie der ganze trübe Grund mit frischen grünen Blättern bedeckt ist, wie alles sich dehnt und weitet, und die Knospen sich förmlich mit Gewalt aus den Hülsen drängen. Der Kampf ist entschieden, der Frühling ist da. —

— Der Frühlingsmarkt. In Tribsee stellte ein Lehrer, so schreibt man der „Deutschen Z.“, den Kindern die Aufgabe, Beobachtungen auf dem Markte zu machen und sie als Aufsatz niederzuschreiben. Darunter befand sich diese Leistung: „Heute war bei uns Frühlingsmarkt. Wir haben ihn alle, alle Frühlinge. Er besteht nur aus man zwei Buden. Der Frühlingsmarkt ist lustig anzusehen. Eine Bude ist unser Konditor Kossow von hier, die andere Bardeleben von Angermünde ist außerhalb. Es sind viele da gewesen und sie sind viel los geworden. Sie sind beide mit einem weißen Plan überzogen. Die Bude von Angermünde ist 1851 gegründet, aber Kossow gibt am allermeisten. Die eine Bude stant bei Walbierer Schütz, die andere bei Kaufmann Schmidt. Auf dem Markt standen viele kleine Kinder, die darum standen. In den Buden befanden sich allerlei Sachen, gebratene Mandeln, kleine Hasen, Pfeffernüsse, viel Spieling, Magapahn, Pflöten, Pfeffermünzstangen, Konditorei und Tüten mit sonen weißen, das sieht aus wie Seifenschäum und heißt Schlachtsame, kleine Hähne, wenn man drauf drückt, dann fallen die kleinen Kugeln heraus, und da haben die kleinen Kinder ihre Lust dran und andere Blechfachen. Und die Kinder stehen bei den Buden, denn sie wollen sich etwas kaufen, denn sie haben kein Geld, denn die Mutter kann ihnen nichts geben, denn sie hat allein nichts, aber welche darunter haben Geld, denn in diese Jahreszeiten ist alles teuer und in diese Jahreszeiten ist kein Geld zu haben. Die Schuffolade hat mich gut geschmeckt, mit rotem in gefüllt, für den andern Sechser habe ich mir einen Kuchen für gekauft, es war lauter Mehl mit Wasser. Die Frau von Angermünde hat bei Clasen geschlafen, der Markt stammt von 1851. Querst hat die Sonne warm geschneit, sie hat den Schnee von den Straßen abgeleckt, es war solch schönes Wetter, als wir noch lange nicht gehabt haben. Nachher war ein doller Wind, Kossow hat schon um 4 Uhr abgerissen, denn es war zu kalt, denn es war ein sehr großer Sturm (Sturm). Frau von Angermünde hat um 6 abgerissen und ist nahm Tag fortgezogen, sie kann bei Nah die Bude nicht halten, solch Sturm, zwei Kinder mußten anfassen, denn sie hat bange, daß der Wind die Bude umriß, es war schlecht Wetter gewesen, die Bude konnte nicht mehr stehen. Wer kein Geld zu kaufen hat, kann sich alles ansehen. Ein ganz teil Kinder haben sich angesehen, sonst geht es uns in Tribsee immer gut. Ich habe mir kein ammeßht auf dem Frühlingsmarkt.“

en. Eine giftige Holzart. Seit den letzten Jahren ist eine aus Westafrika stammende Holzart in der Industrie (zunächst in England) unter dem Namen westafrikanisches Buchbaumholz in ziemlich großem Umfang verwendet worden und hat der Benutzung des perijischen Buchbaums wegen seiner Billigkeit erheblichen Abbruch getan. In Fabriken, wo jenes Holz zur Herstellung von Weberseiffen verarbeitet wird, haben sich nun aber so viele Fälle von Erkrankung unter den Arbeitern eingestellt, daß von der zuständigen Behörde eine Untersuchung eingeleitet werden mußte. Die Ergebnisse dieser Nachforschungen hat Dr. Legge im „Biochemischen Journal“ veröffentlicht. Die Merkmale der Krankheit sind Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Triefen der Nase und der Augen, chronisches Niesen, Schwindel, Schwäche, Appetitlosigkeit, Atembeschwerden und Uebelkeit. Die Kranken lind auch durch eine blaßgelbe oder grünliche Farbe des Gesichtes und des Körpers kenntlich, außerdem durch einen eigentümlichen Geruch des Atems und der Haut, der an Kampfer oder an türkischen Rhabarber erinnert. In einigen Fällen hat diese sonderbare Krankheit nach wochenlangem Leiden zum Tode geführt. Die chemische Untersuchung hat ergeben, daß die westafrikanische Holzart einen Stoff enthält, der als Gift auf das Herz wirkt, indem er eine allmähliche Verlangsamung des Herzschlages und eine Herabsetzung der Kraft der Herzmuskeln herbeiführt. Es wird vermutet, daß die feinen Holzteilchen, die bei der Arbeit als Abfall entstehen, sich auf der feuchten Haut, namentlich der Hand festsetzen und dann kleine Mengen des giftigen Stoffs in die Haut und weiterhin in den Säftekreislauf des Körpers einbringen lassen. Die Bildung von Geschwüren ist nicht beobachtet worden, dagegen eine örtliche Entzündung der Schleimhäute.

Kunst.

e. s. Eugen Bracht ist ein Künstler, der zu dem Alten hinzulernt und so in seiner Kunst fortschreitend sich immer von einer neuen Seite zeigt. Die jetzige Kollektion im Künstlerhaus bestätigt das. Es sind durchweg landschaftliche Motive, die sich Bracht wählt. Ein Frühlingsbild von strahlender Frische prägt sich fest ein. Ein landläufiges Motiv, ein Graben am Ader, die Wiesen blühen, links steht der dunkle, aufgerissene Ader in frischem Braunschwarz saftig gegen das helle Grün und Blau, das Himmel und Wiesen zeigen. Auch das lichtflimmernde Bild einer Stadt im Sommer, in Mittagsglut beweist die feine Art der Gestaltung. Die besten Proben seines Könnens legt Bracht jedoch mit drei Bildern ab, die alle das gleiche Motiv zu verschiedener Jahreszeit darstellen. Eine Stadt, Goldiz mit Namen. Auch hier nichts Auffälliges in der Anlage und dem Aufbau. Nur das die Stadt wie ein Fels überragende alte Gebäude, dessen hohe glatte Mauern so ernst in den Himmel ragen, bringt in das Vielerlei der Dächer der Häuser und Hütten unter ihm Ruhe und Beherrschung. Einmal stellt Bracht diese Szenerie in hühler, abendlicher Herbstbeleuchtung hin. Die Massen der Häuser, der Boden, der Himmel,

alles ist vorwiegend ein kaltes, stumpfes Grau. Nur das spärliche Laub an den Bäumen, das bishen Grün auf dem ungepflasterten Boden bringt Farbe in das Bild. Um so eigener heben sich die Dächer aus dem Bild heraus, die in kalten weißen, blauen und schwarzen Tönen gemalt sind. Dasselbe Bild in Winterstimmung. An einem Tag, wo der Schnee nur spärlich noch liegt. Er ist geschmolzen. Dunst liegt in der Luft. Alles ist eingehüllt, Schweigen in der Natur. Nichts drängt sich heraus. Das alte Gebäude, das die Stadt überragt, wirkt nur noch als verschleierte Masse. Zum drittenmal sehen wir dies Bild in einer Winterstimmung, die die Stadt tief verschneit zeigt. Die Dächer sind alle weiß und beleben mit dieser hellen Farbigeit außerordentlich die graue Monotonie der Mauern und Häuser. Dieses abwechselnde Grau und Weiß, dem der Himmel einen breiten Abschluß gibt, wirkt außerordentlich fein.

A. v. Brandis malt Dachauer Interieurs. In diesen Bauernstuben ist eine dunke Luft. Die Farbigeit erscheint dadurch schattig flimmernd, nie tritt ein breiter, greller Ton heraus. Es ist viel Farbe in diesen Stuben. Die Bauernkostüme sind reich an Schmuck. Die Möbel sind bunt und mit Ornamentil versehen. Und altes Geschirr ist hier in Benutzung mit den schönen, derben Farben und Formen, wie die Vergangenheit sie schuf. Zieht man einmal eine solche alte Bauernmode auf, dann leuchten alle Farben auf, die Wäsche, die Schals, die Tücher werden hier aufbewahrt. All das malt Brandis genau und mit Liebe. Es ist ihm nichts zu gering, er beobachtet es sorgfältig. Stille Winkel-Menschen bringt er nicht mit aufs Bild. Etwas Stillebenartiges haben diese Räume. Aber es liegt ein feiner Reiz in diesen kräftigen, dunklen Farben, die alle so behutsam und diffizil zusammengefeht sind.

Hans Licht ist ein Landschaftler, der in seinen besten Sachen zu einer dekorativen Auffassung hinneigt. In klaren, klissen Tönen breitet sich seine Landschaft aus, mit bewußten, breiten Gegenjäten von Wasser, Wald und Himmel. Die Töne leuchten alle hell und kräftig. Es ist wohl etwas Routine und allzu sicheres Fertigkeit in der Art, wie Licht die Natur benützt. Aber immerhin erreicht er das, was er will, und erreicht es mit ehrlichen Mitteln.

Anatomisches.

io. Auge, Ohr und Gehirn. Die Nerven der Augen, Ohren und des sogenannten Kleinhirns müssen, wie seit langem angenommen worden ist, in einem engen Zusammenhang unter einander stehen. Bedeutende Forscher haben sich bemüht, die Wege nachzuweisen, auf denen ein Nervenreiz vom Ohr zu den anderen Organen gelangt. Zuletzt hat sich der italienische Gelehrte Tricomi-Allegria mit dahinzielenden Experimenten beschäftigt, deren Ergebnisse in den Verhandlungen der Deutschen Anatomischen Gesellschaft veröffentlicht worden sind. Bei diesen Versuchen wurde an einer Anzahl von Hunden, Katzen, Meerschweinchen und Kaninchen das innere Ohr auf einer Seite zerstört. Der Forscher verfolgte nun an diesen Tieren bis zu einem halben Jahre nach der Operation die Nervenfasern bis zu ihrem Ende und stellte fest, daß alle Fasern, die von den Zellen des Gehörnerven ausgehen, mit sämtlichen Nerven in Verbindung stehen, die mit den Augenmuskeln zusammenhängen. Weiter wurde auch eine Verbindung mit den Nervenfasern des Mittelhirns nachgewiesen, während nach dem großen Gehirn keine Nervenfasern vom Ohre und vom Auge hinführten, auch wurde kein Anzeichen einer unmittelbaren Verbindung zwischen dem Ohr und der Hirnrinde entdeckt. Von den Nervenzellen im Vorhofe des Ohrlabyrinthes konnten ferner Fasern nach dem Kleinhirn verfolgt werden, wo sie sich mit den verschiedenen Nervenknoten vereinigen. Das Kleinhirn zerfällt ebenso wie das Großhirn in zwei seitliche Halbkugeln, die durch den sogenannten Wurm verbunden sind. Die vom Ohr kommenden Nervenfasern reichen auch bis zu den Zellen der Rinde des Kleinhirns zu beiden Seiten dieser Brücke. Es hat danach den Anschein, daß die Wurzel des Gehörnerven in der Ohrschnecke mit den Nervenknoten des Mittelhirns, die Wurzel im Vorhof des Labyrinthes dagegen mit dem Kleinhirn in Verbindung steht. Für die Aufklärung der gegenseitigen Einflüsse, die zwischen Ohr und Auge stattfinden, z. B. der oft genannten Erscheinung des Farbenhörens, können diese Forschungen eine grundlegende Bedeutung gewinnen.

Notizen.

- „Hochparterre links“, Schwan von Jean Kren und Artur Lippisch, geht am 7. April zum erstenmal im Thalia-Theater in Szene.
- Edgar Zfels Oper „Der fahrende Schüler“ erzielte bei der Aufführung in Karlsruhe einen Achtungserfolg.
- Emma Destinn erhält in New York für eine Spielzeit von fünf Monaten 132 000 M.
- „Salome“ von Richard Strauß soll im Mai durch die Opernkkräfte des Breslauer Stadttheaters im Wiener Deutschen Volkstheater zur Aufführung gebracht werden.
- Der Maler J. W. Ciscarz, Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, übersiedelt im Herbst nach Stuttgart.
- Jerusalem erhält elektrische Beleuchtung. Außerdem ist eine elektrische Straßenbahn nach Bethlehem, Bethanien usw. geplant.